

REISE

Zeit für Zander:
Warten ist wesentlicher Bestandteil eines jeden Angelausflugs im Po-Delta.
Foto Julius Schophoff

Unser Boot steht im trüben, grünen Fluss. Wir haben in einem stillen Altarm des Po festgemacht, über Heck geankert, den Bug in einer Silberweide vertäut. Wortlos sitzen wir da, mein siebenjähriger Sohn und ich, am Himmel Federwolken und eine milchige Sonne, davor: die Spitzen unserer Ruten. Ihre gespannten Schnüre reichen bis zum Grund, in fünf Meter Tiefe laufen sie durch Tropfenbleie; einen Meter dahinter hängen, an der Schwanzwurzel gehakt, zwei Lauben, im Nebel des Morgens am Steg gestippt. Die Köpfe haben wir mit einer Schere abgetrennt, damit die Köderfische, aufgetrieben durch ihre Schwimmblasen, ein Stück aus dem Dickicht ragen. Ihre silbergrünen Flanken haben wir auf jeder Seite dreimal eingeritzt, damit ihr Duft die Räuber anlockt.

Jetzt muss er nur noch beißen: unser erster Zander.

Es ist unsere erste Angelsaison. Mein Sohn wollte schon lange am Fluss vor unserer Tür fischen. Aber ich hatte meinen Angelschein vor 20 Jahren verloren, und es dauerte eine Weile, bis ich alle Papiere zusammen hatte: Kopie des Prüfungszeugnisses des Landessportfischerverbandes Schleswig-Holstein e.V., Fischereischein vom Umweltamt Regensburg, Jahres-Fischereierlaubnis-schein der Öffentlichen Fischereigenossenschaft Winzer (obere Donau).

Seither gibts kein Halten.

„Gehen wir heute angeln?“ Er fragt das jeden Tag. Noch nie hat den Jungen irgendetwas so fasziniert wie das: angeln, angeln, angeln.

Das erste Mal, im Januar, mit taubgefrorenen Händen: nichts.

Im Februar: der erste Fisch, eine Grundel, fingerlang.

Im März: der erste Brocken, ein kiloschwerer Döbel.

Im Juni: eine schöne Nase, die so aussieht, wie sie heißt.

Im Juli, mit dem Vater seines Freundes, eine Sensation: ein Aal, armdick und beinlang, geräuchert, mmh.

Im September, als der Junge in die Schule kam, konnte er nicht lesen oder schreiben, aber wusste alles über Laufbleie und Posenmontagen, Wurfgewichte und Stahlvorfächer, Spundwandkescher und Strömungskanten. Rotaugen, Rotfedern, Rapfen, Barsche, kleine Welse – alles ging uns an den Haken. Nur einer nicht: der Zander.

Sander lucioperca, der größte unter den Barschen, ein Räuber der Tiefe. Schlanker, kräftiger Körper, dunkle Streifen auf den goldgrünen Flanken. Zweigeteilte Rückenflosse, der vordere Teil stachelig wie der Kamm eines Drachen. Spitzer Kopf, tief gespaltenes Maul mit langen „Hundszähnen“, wie Angler sie nennen. Dadrüber: sein legendäres



Aus der Tiefe

Am Po-Delta in Italien wollen Vater und Sohn einen Fisch fangen, der ihnen noch nie an den Haken ging: den Zander.

Von Julius Schophoff

„Glasauge“ – wobei wir das nie so richtig verstanden haben. Wir haben ja nie in eins geblickt.

Deshalb sind wir jetzt hier, am Po-Delta, südlich von Venedig. Breit und grün und schwer strömt der Fluss auf seinen letzten Kilometern vor der Mündung durchs Land und trägt Schwimmholz und ganze Stämme mit sich. Tauben schwärmen aus kahlen Kronen, Kormorane stürzen sich auf Lauben. In unserem Altarm, vom Hauptstrom abgeschnitten, steht ein Fischreiherr auf einem rostigen Kahn, reglos und geduldig. Wir hören das Platschen jagender Rapfen, die Schreie streitender Reiher und starren auf die Spitzen unserer Ruten. Und warten.

Und warten.

Und warten.

War da was? Der Junge beugt sich nach vorne, legt den Kopf zur Seite, visiert die Angelspitze. Aber nein, da war nichts. Nur das Boot, das leicht ins Schaukeln geriet und dadurch die Schnur bewegte.

Köderfisch auf Grund: Das ist eine Methode, einen Zander zu fangen. Zwei andere haben wir am Vortag ausprobiert, mit Andy. Andreas Gutsch, Österreicher: Auch er wollte als Junge immer nur Angeln. Mitte der Neunziger, mit Anfang zwanzig, kam er zum ersten Mal her, fing mehr und größere Fische als irgendwo sonst. Er kaufte eine verfallene Ziegelei am Fluss und machte sie zu „Andy's Wallercamp“: angeln, angeln, angeln.

Methode eins: Kunstköder. Wir schleudern einen neongelben Gummifisch raus, lassen ihn zu Boden sinken,

kurbeln ein Stück ein, lassen ihn wieder absinken und so weiter, damit es aussieht, als tanze ein kleiner Beutefisch über den Grund. Wir werfen drei Dutzend Mal in alle Richtungen: nichts.

Methode zwei: Fireball mit Livescope. Angetrieben von einem ferngesteuerten Elektromotor schleichen wir über den Fluss, nahe dem Ufer, lassen einen Köderfisch an einem roten Kugelblei hinab und ziehen ihn mit, knapp überm Grund. Auf dem Bildschirm des Livescope, eines Hightech-Echolots, sehen wir, wie sich ein großer, digitaler Fisch dem Köder nähert. Aber dann dreht er ab. „Ah, schade“, sagt Andy, „Das war ein Zander. Hundert Prozent!“

So ähnlich fangen sie im Hauptstrom die Welse. Die Fotos hängen in der holzvertäfelten Gaststube: Männer im besten Alter, mit dem Fang ihres Lebens, größer und schwerer als sie selbst, nach stundenlangem Drill mit letzter Kraft ins Boot gehievt, gepackt mit dem Wallergriff, beide Hände fest um den Unterkiefer. Andere sind in voller Montur zu ihrem breitmäuligen Fisch ins Wasser, umarmen ihn, fast zärtlich. Dann lassen sie ihn wieder frei. Catch and release: In Deutschland ist das verboten – aus Tierschutzgründen. Viele Angler aber folgen einer anderen Logik: Um ihre Fischgründe zu erhalten, finden sie, dass es das Beste ist, die Tiere behutsam wieder zurückzusetzen.

Riesenwelse, fett und zäh, isst sowieso niemand. Aber Zander? Seine grätenlosen Filets sind eine Delikatesse –

Fortsetzung auf der folgenden Seite

Auf Zanderjagd

auch deswegen ist er der beliebteste Fisch deutscher Angler. Aber hier, in Italien, bei Andy, werden fast alle Zander – nach dem Messen und Fotografieren – wieder ausgesetzt. Beim jährlichen „Zander-Cup“, einem dreitägigen Wettangeln, fangen manche Boote 25 Fische – von denen kein einziger auf dem Teller landet.

So haben wir uns das nicht vorgestellt. „Der richtige Angler angelt nur, um sich etwas zu essen zu beschaffen“, so steht es in unserem Großen Buch vom Angeln von Sven Nordqvist, Erfinder von Pettersson und Findus, „oder für seine Katze.“ Und ehrlich gesagt sind wir nicht mal traurig, dass bei unserer Ausfahrt mit Andy auch auf Livescope letztlich kein Zander beißt. Die Technik nimmt dem Ganzen irgendwie den Reiz. Käpt'n Ahab mit GPS wäre eine völlig andere Geschichte. Und die Erzählung, die ich dem Jungen am Abend immer vorlesen soll, vom alten Mann, der 84 Tage lang erfolglos im Golfstrom fischte, bevor sein großer Marlin biss, würde mit Echolot auch nicht funktionieren.

Denn worum gehts hier eigentlich? Warum liebt der Junge das Angeln so sehr? Es geht um die Jagd, ums Überleben. Um die Suche, um die Verbindung zur Natur. Willst du einen Fisch wie den Zander fangen, musst du wissen, wie er lebt, was er frisst, wo er raubt und wann. Und dann musst du ihm eine Falle stellen, ihn überlisten, in sei-

nem Terrain, am Grund des Flusses, im Trüben, im Ungewissen.

Natürlich geht es auch: ums Töten. Angeln ist brutal? Klar. Aber es ist ehrlich. Ein Junge, der einen Fisch fängt und tötet und ausnimmt und isst, wird sich auch fragen, woher die Fischstäbchen, Wiener Würstchen und Chicken Nuggets auf seinem Teller kommen. Und das ist gut.

So sitzen wir also da, mein Sohn und ich, am späten Nachmittag unseres zweiten Angeltages, ohne Andy, und noch immer: ohne Zander. Ein Anker ist uns am Morgen mitsamt Seil in die Tiefe entglitten, zwei Bleie sind auch schon futsch, hängen geblieben und abgerissen im Dickicht aus Ästen und Steinen.

Dann, plötzlich – regt sich was.

Es ist der Junge, der den Biss zuerst bemerkt. Wortlos steht er auf, hält die Hände über den Griff der Rute, um schnell anschlagen zu können. Die Spitze biegt sich, gibt wieder nach, die Schnur wird locker. Warten. Er weiß: Der Fisch nibbelt nur. Aber dann, mit einem Ruck, spannt sich die Schnur, die Rute biegt sich weit durch, der Junge greift zu und haut an, mit einem kräftigen Ruck nach oben.

Er ist dran.

Mit aller Kraft drillt der kleine Kerl den Fisch, die Angel weit durchgebo-gen. Was ist es? Einer der Katzenwelse, die sich im Po ausbreiten und die eigentlich keiner will? Und – falls es wirklich ein Zander sein sollte: Wie



65 Zentimeter, samt legendärem Glasauge: unser Zander.

Foto Julius Schophoff

groß ist er? Alles kleiner als 55 oder größer als 70 Zentimeter muss wieder rein. Hat Andy gesagt, Camp-Regel.

Der Fisch wehrt sich. Fast schon oben, nimmt er wieder Schnur. Mein Sohn gibt nach, weil er weiß, dass der Fisch, bei einer blitzartigen Wendung, noch abreißen könnte. Dann, endlich, bricht er durch den trüben, grünen Spiegel: ein schlanker, starker Fisch mit goldgrünen, dunkel gestreiften Flanken und stacheliger, zweigeteilter Rückenflosse.

„Papa! Zander! Papa! Papa! Zander!“ Nie hat man einen glücklicheren, aufgeregteren Jungen gesehen. Mit dem Kescher hieve ich den Fisch an Bord. „Schnell, das Maßband!“ Er holt es aus seiner Angeltasche und legt es auf dem Boden aus. Ich hebe den Fisch, noch im Kescher, darauf.

65 Zentimeter.

Das ist er: unser Zander.

Mit einem Tuch hole ich ihn aus dem Netz, aus Schutz vor seinen Stacheln. Wir sehen seine Hundszähne, blicken in sein Auge – dieses Auge! Golden umrahmt, und im Innern, in der Pupille: nichts. Ein schillerndes, gläsernes Nichts, als blickte man durch ein rundes Fenster in die grundlose Tiefe des Flusses.

„Zander! Papa, unser Zander!“ Der Junge kriegt sich gar nicht mehr ein. Er liebt diesen Fisch.

„Wo ist der Totschläger?“ Er reicht ihn mir. Oben schwer und rund, unten ein Holzgriff mit Lederband. Mit der

Linken halte ich den Fisch, mit der Rechten hole ich aus und treffe seinen Kopf, sein Gehirn. Der Fisch erstarrt, sein Auge steht still, er ist betäubt. Mit einer Schere öffne ich die Kiemendeckel und schneide die tiefroten Kiemen durch, auf beiden Seiten. Der Blutkreislauf ist durchtrennt. Unser Zander ist tot.

„Komm, Papa! Wir fahren!“

Zander jagen, wie Wölfe, im Rudel. Wenn einer beißt, beißt oft noch einer, und noch einer. Aber wir haben genug. Ich hole die zweite Rute ein, der Junge entlässt die restlichen Köderfische aus dem Eimer. Die ganze Rückfahrt über hält er seinen Fisch im Arm.

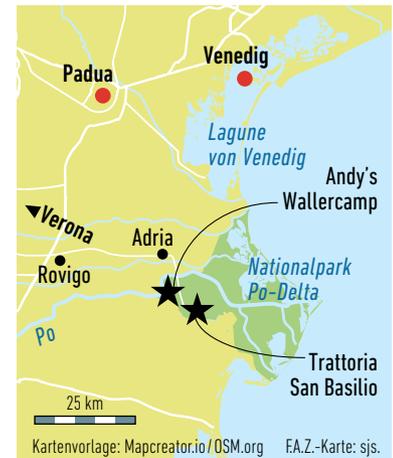
„Petri“, sagt Andy, als wir zurück im Camp sind.

„Danke“, sagen wir und entschuppen den Fisch, filetieren ihn, sein Fleisch wird auch für Andys Familie reichen. Das Gerippe bringen wir zurück zum Fluss. Die Sonne geht unter, der Himmel glüht lila. Wir legen den Fisch auf die Stegplanken, bewundern ein letztes Mal seine Hundszähne, sein Glasauge, noch immer, im Tod, ein Fenster in die Tiefe.

„Machs gut, Zandi“, sagt Janosch und hebt den toten Fisch mit dem Kescher zurück in den Strom.

„Du bist jetzt ein Teil von uns“, sage ich.

Als wir wieder hochgehen, hält der Junge die Hand voll kleiner Fischstückchen, die wir noch vom Gerippe gekratzt haben. Für die Katzen.



■ WEG ZUM ZANDER

In Andy's Wallercamp gibt es Übernachtungsmöglichkeiten in Bungalows, Blockhäusern, Zimmern und auf dem Campingplatz. Wochenpreis fürs Zweibettzimmer inkl. Frühstück und Mietboot (kein Bootsführerschein nötig): 595 Euro/Person. Ein Guiding durch Andy oder seinen Sohn (120 Euro/2 Personen) ist unbedingt empfehlenswert – wenn man etwas fangen will. V. Po di Venezia 43, 45012 Ariano Polesine (RO), Italien. Buchung und weitere Infos unter Tel. 0039 34535 17331 und andyswallercamp.eu